



## Das Leben ist ein (stotterndes) Wollknäuel

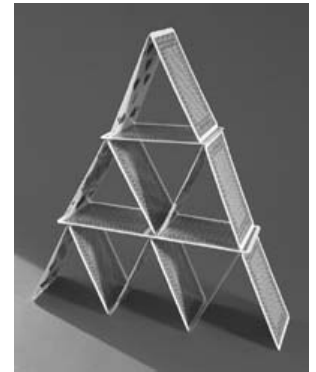
von MICHAEL WINKLER, LV Sachsen (e-Mail: [michael\\_winkler@gmx.net](mailto:michael_winkler@gmx.net), Tel.: 0351-8107099)  
geschrieben November-Dezember 2005

Wenn wir unser Leben so betrachten, mag es uns mitunter etwas plan- und ziellos erscheinen. Täglich passiert irgendetwas. Negatives scheint sich mit Positivem abzuwechseln und nicht selten haben wir das Gefühl, dass ersteres überwiegt. Wir reflektieren die Dinge, die wir erleben oder verzichten – aus Zeit- und Bequemlichkeitsgründen – lieber darauf. In regelmäßigen Abständen tauchen dann die nicht verarbeiteten Probleme wieder im Bewusstsein auf, werden dort „erfolgreich“ wieder nach unten gedrückt, um mit ebenso so großer Wahrscheinlichkeit und meist noch größerer Vehemenz irgendwann wieder auf der Bildoberfläche zu erscheinen. Obschon eine Be- oder Verarbeitung notwendig wäre, empfinden viele von uns dieses oder jenes Problem als Bedrängung. Aus diesem Grunde werden die Probleme auch schnell wieder durch Verdrängung zum scheinbaren Verschwinden gebracht. Rückwirkendes Eingreifen mit Lösungsansätzen wie „Hätte ich doch ...“ oder „Würde ich doch dieses und jenes ...“ etc. bringt nicht viel, wenn man die jeweilige Sache ausschließlich ungeschehen machen will. Sieht man das Ganze jedoch als Erfahrung, auf die sich zukünftig aufbauen ließe, dann wird aus dem häufig als „Fehler“ erscheinendem, lähmendem Geschehnis in der Vergangenheit, eine motivierende Herausforderung für die Zukunft. Stattdessen kommt es aber häufig vor, dass wir die Auseinandersetzung mit uns selbst, nicht in ein entspanntes Nachsinnen, sondern in eben dieses angespannte Grübeln münden lassen, welches verständlicherweise als störend und die Entwicklung hemmend empfunden wird. Warum ist dies aber so?

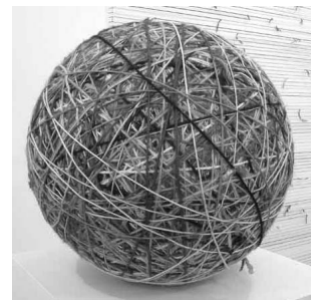
### *Kartenhaus oder Wollknäuel?*

Das Leben erscheint uns unbewusst häufig wie ein Kartenhaus mit aufgestapelten Problemen. Keiner möchte an einer der unteren (Problem-)Karten im Nachhinein noch etwas geradebiegen oder gar daran ziehen, weil er doch dann das Zusammenbrechen des gesamten Stapels fürchtet. Doch vielleicht wäre es günstiger, wenn wir uns unser Leben(-swerk) stattdessen als eine Art Wollknäuel vorstellen. Mehrere Dutzend, ja mitunter sogar Hunderte, Tausende Fäden scheinen dort mehr oder minder dicht miteinander verwebt zu sein. Manchmal eher zusammengeflochten, als sorgfältig miteinander verbunden, aber in jedem Fall hat jeder Faden eine andere Farbe, auch wenn die Unterschiede mitunter kaum auffallen mögen. Im Gegensatz zum Modell des Kartenhauses erscheinen uns die Probleme beim Wollknäuelmodell weniger klar ersichtlich. Sie befinden sich häufig im Verborgenen; im Unterbewusstsein. Manche haben ihren Ausgang auch nahe dem Knäuelmittelpunkt. Um dorthin zu gelangen, müssen wir uns aber schrittweise an ein Aufdröseln des Wollknäuels machen.

Es gibt möglicherweise einen Grund, warum wir häufig das bedrohliche Bild eines zusammenstürzenden Kartenhauses vor Augen haben, statt des zwar schwierigen, aber dennoch möglichen Aufdröselns des Wollknäuels. Seit einigen Jahrtausenden ist unsere Welt in weiten Teilen vom patriarchalischen Weltbild geprägt. Es besteht wie unser persönliches Kartenhaus auch aus Hierarchien, nur sind wir hierbei lediglich eine Karte unter vielen. Dieses Hierarchiedenken bildet wiederum die Grundlage für das häufig anzutreffende Konkurrenzdenken. Statt der Nutzung der Macht miteinander, wird Macht übereinander ausgeübt. Keiner möchte sich dabei unten befinden und versucht daher, ständig aufzusteigen. Das geht aber in den meisten Fällen nicht, ohne auf Kosten anderer zu handeln. Dabei bleiben viele auf der Strecke, weil man sie als zu schwach erachtet oder diejenigen schließlich selbst daran glauben, es zu sein. Im Umkehrschluss übertragen wir dieses Denken auch auf unser persönliches Kartenhaus und meinen viele unserer inneren, meist sogar aller Verwirrungen nicht mehr lösen zu können, weil wir uns dazu nicht in der Lage fühlen, oder wir ständig weiter aufsteigen wollen bzw. wollen zu „müssen“.



*Kartenhaus oder ...*



*Wollknäuel?*

*Das ist hier die Frage.*

*Existiert eine Welt,  
die mehr als nur „Oben“  
und „Unten“ zu bieten hat?*

Doch muss der Blick nach hinten, der im Kartenhausmodell eigentlich ein Blick nach unten und in Wahrheit ein Blick nach innen ist (Wollknäuelmodell), keineswegs ein Zeichen der Schwäche sein. Sich im Kartenhaus-Weltbild nicht wirklich wohl zu fühlen, mag auch sehr wohl damit zusammenhängen, dass dieses Weltbild zu eng gefasst und völlig überholt ist. Ein Kartenhaus ist statisch, bewegt sich also nicht. Darum haben die Unteren auch Angst, dass ihnen bei der geringsten Bewegung etwas von oben auf den Kopf fällt. Diejenigen, die sich oben be-

finden, reden ihrerseits den unten stehenden auch permanent ein, dass dies geschehen werde, denn man weiß „da oben“ sehr wohl, dass es sie ohne die Leute „da unten“ gar nicht geben könnte.

Anders dagegen verhält es sich beim Wollknäuel-Weltbild, welches wir mal als das „matriarchalische Weltbild“ bezeichnen wollen. Ein Wollknäuel ist rund und beweglich. Es kann in diese oder jene Richtung gerollt werden. Vielleicht erinnert er auch an eine damit spielende Katze. Das Leben als ein Spiel mit flexiblen Entwicklungsrichtungen? Und doch kein harter (Wett-)Kampf mit starren Oben-Unten-Regeln? Die Wahrheit wird wohl irgendwo mittendrin liegen. Auch rollende Wollknäule können unsanft aufeinanderprallen oder sich ineinander verfitzen. Jeder muss seinen Weg nach der Größe und der Form des eigenen Wollknäuels selbst auswählen. Kleine Wollknäule haben weniger Schubkraft als die größeren, sind aber dafür ebenso unauffälliger und mitunter auch flexibler. Große Knäule können den kleineren aber ihrerseits auch etwas von ihren (Roll-)Erfahrungen abgeben. In der Welt der Kartenhäuser ist jeder sein eigener „Häuslebauer“ und mitunter schaut man argwöhnisch zum Nachbar, weil dessen Haus größer oder stabiler zu sein scheint. Einander zu helfen kommt hier seltener vor und wenn ist es häufig mit dem versteckten Wunsch nach einer Gegenleistung verbunden.

Und dennoch dürfte der Schritt, der nötig ist, sich das Wollknäuelmodell überhaupt erst einmal vorstellen zu können, für den einen oder die andere schwer nachzuvollziehen sein. Zu lang sind wir anders gepolt worden, haben vielleicht sogar soviel nach unten verteilt, dass wir uns gar nicht mehr trauen, umzudenken. Oder wir haben so viel Tritte von oben erhalten, dass wir uns längst damit abgefunden haben, Untertanen zu sein. Was aber wenn der Wind des Weltenlaufes stärker wird, der auf das große gesellschaftliche und unser eigenes Kartenhaus zu kommt?

### *Parallele (Welt-)Bilder – Geschlechtertheorie, Forschung etc.*

Einer dieser Winde, der den Weltenlauf in den letzten Jahrzehnten „heimsuchte“, hörte auf den Namen „Emanzipation“ (bisher allerdings meist nur die der Frauen). Die verschiedenen Denkmuster von Männern und Frauen werden auch in folgendem Zitat von Paul Martin Schmidt deutlich: „*Ein möglicher Grund, der zu den Kommunikationsschwierigkeiten zwischen Mann und Frau führt, liegt wahrscheinlich darin, daß im allgemeinen Männer genau wissen, was sie wollen (unabhängig davon, ob es gut oder schlecht für sie und ihre Mitmenschen ist) und Frauen dagegen meist genau wissen, was sie nicht wollen.*“ (gefunden bei [www.aphorismen.de](http://www.aphorismen.de), Hervorhebungen durch den Autor). Hier wird – wenn man offen genug dafür ist – eines deutlich: es geht nicht darum, wer von beiden Recht hat, sondern es geht lediglich um eine andere Sicht- und Herangehensweise. Während Männer wohl eher dazu neigen, zu sagen „ich weiß, was ich will.“ und es wird von ihnen auch häufig unbewusst so verlangt, fragen Frauen meist vorher intuitiv ab, ob das, was aus ihrem Handeln entsteht bzw. entstehen könnte, wirklich gut (für sie und andere) ist. So lange sie sich nicht wohl dabei fühlt, wird es so nicht stattfinden. Eine rationale Begründung kann man für ein derartiges Handeln aber meist nicht geben; häufig erst im Nachhinein. Zudem stellt sich aber auch die Frage, ob eine Begründung – meist artet es ja eher in eine Rechtfertigung aus – überhaupt immer notwendig ist. Die Philosophin Romana Rotkopf fasste diesen kleinen, aber feinen Unterschied so zusammen: „*Ich behaupte: Männer haben gezeigt, dass sie gut nachdenken können. Vordenken - zumindest im letzten und im laufenden Jahrhundert - ist Sache der Frauen.*“ (Quelle: [www.stopczyk-philosophie.de/RedeSalzburg.htm](http://www.stopczyk-philosophie.de/RedeSalzburg.htm), Hervorhebungen auch im Original).

Kommen wir zu einer zweiten Art von Wind, der das oben beschriebene Kartenhaus einerseits mit aufgebaut und dann Jahrhunderte lang gestützt und geschützt hat, nun aber selbiges erheblich ins Zittern bringen könnte. Wie den meisten bekannt sein dürfte, ist die gesellschaftliche Entwicklung in der westlichen Welt in erheblichem Maße von den Fortschritten in Wissenschaft (und Forschung) und Technik abhängig. Es gibt seit mehreren Jahrzehnten Diskussionen, welches Forschungsmodell denn das richtige sei: das Scheinwerfer- oder das Kübelmodell. Während sich ersteres auf eine Sache konzentriert und diese bearbeitet, wird im zweiten Fall alles mögliche Material in den Kübel geworfen und Nutzbares verwendet. Egal, welchem Modell man nun zustimmen möchte, in der Realität stellen die meisten Forscher fest, dass sie eine Mischform aus beiden betreiben. Ist nun das Scheinwerfermodell eher das männliche, ja vielleicht um es mit den Ursprüngen des Homo sapiens in Verbindung zu bringen, das Jäger-Modell? Männer jagen etwas bestimmtem hinter her, ohne zu wissen, ob sie es wirklich finden werden und wenn sie es dann endlich „erlegt“ haben, wissen sie manchmal nicht, ob sie es wirklich gebrauchen können. Noch ernüchternder ist dann für viele die Frage, warum sie eigentlich danach gejagt haben. Und handelt es sich bei dem Kübelmodell um einen weiblichen Forschungsstil, der alles in sich (auf-)sammelt und Unnötiges bzw. Unbrauchbares entsorgt? Man weiß nicht, wonach man (bzw. in diesem Fall „frau“) eigentlich sucht, aber man findet irgendwann trotzdem etwas Interessantes und Nützliches (man erinnere sich an weibliche Einkaufsbummel). Prinzipiell könnte man beide Ansätze sogar als direkten (Scheinwerfermodell) und indirekten Ansatz (Kübelmodell) beschreiben, wobei wiederum eines ersichtlich wird: das eine kann ohne das andere nicht existieren. Sammle ich ohne einen genauen (Hinter-)Grund, verliere ich mich im Wirrwarr. Jage ich nur – blind(?) ohne nach links und rechts zu schauen – werde ich mich voraussichtlich auf eine Sache derart versteifen, dass ich die

Rahmenbedingungen, die mein Forschungsobjekt in häufig erheblichem Maße beeinflussen, übersehe oder als unwesentlich ignoriere. Somit werden die letztlich erhaltenen Ergebnisse zwar im Rahmen meiner Betrachtungen richtig sein, aber in der Realität, die aus um ein Vielfaches mehr Facetten besteht, nur eine nahezu lächerliche Annäherungslösung darstellen. Da dies vielen Forschern im Laufe der Jahrzehnte bewusst geworden ist, haben sie sich rein intuitiv auf eine Mischlösung – ein zielgerichtetes, aber nach allen Seiten offenes Sammeln sozusagen – eingespielt.

Bei der Betrachtung scheinbar entgegen gesetzter Modelle ist es zum einen ganz sinnvoll, zum anderen eigentlich auch unerlässlich, sich den Unterschied zwischen Polarität und Dualität bewusst zu machen. Mit dem polaren „Entweder-Oder“-Verständnis kommt man nicht wirklich weiter. Es kann nur über einen „Sowohl-Als-Auch“-Ansatz gelingen, komplexe Sachverhalte zu verstehen. Denn meistens sind scheinbare Widersprüche oder Gegensätze nur zwei Seiten ein und derselben Sache. Schließe ich das eine aus bzw. erkenne eine diesbezügliche Meinung nicht an, so richtet sich diese Argumentation automatisch auch gegen mich selbst. Um es einmal mit einem zwar sehr primitiven, aber deshalb nicht unbedingt schlechten Beispiel zu verdeutlichen: Hätte die Menschheit vor Zehntausenden von Jahren überleben können, wenn sich Jäger und Sammler nicht gegenseitig unterstützt hätten, sondern sich stattdessen alle Menschen auf das Jagen und dann wieder auf das Sammeln spezialisiert hätten?

### *Der Wollknäuel des „gewöhnlichen“ stotternden Menschen*

Viele stotternde Menschen sind nach Ansicht des Autors noch stark im Kartenhaus-Weltbild verfangen. Warum sollte es ihnen auch anders gehen als dem Großteil der Bevölkerung? Stotternde sind auch nur Menschen wie Du und ich. Dennoch sei auch hier der Prozess des Umdenkens zumindest einmal angedacht, wenn auch nicht zu Ende gedacht. Beginnen wir also bereits beim neuen Denkmodell des Wollknäuels und lassen die Kartenhaustheorie hinter uns.

Für viele – vielleicht sogar alle – stotternden Menschen könnte ihr Stottern ein sehr dicker, starrer Faden, der wohl eher einem nahezu unbeweglichen Schiffstau gleicht als einem weichen, geschmeidigen Wollfaden, sein. Dieses Schiffstau gefällt uns meist nicht. Nicht an uns und meist auch nicht an anderen. Wir sehen vielleicht häufig die silbernen oder goldenen Fäden der anderen Menschen, die scheinbar problem- und makellos sind. Nur erkennen wir nicht deren Wollknäuel, welches womöglich noch viel verworrener ist als das unsere. Wir sehen nur die glänzenden Fäden, die um die Wollknäule anderer gewickelt sind und den Rest fast komplett verdecken. So versuchen wir häufig ebenso unser dickes Schiffstau silbern oder golden anzumalen, erreichen aber nicht einmal die Hälfte des gesamten Seiles, weil der Rest im Wollknäuel versteckt ist. Rollen wir jedoch den Wollknäuel etwas hin und her und dröseln ihn dabei auch etwas auf (was im Grunde genommen eine gute Sache ist), blättert die Farbe aber wieder ab, was uns erst recht peinlich und unangenehm ist, da unsere Umwelt den „Betrug“ bemerkt. Folglich belassen wir es dann meist bei einem kurzen Aufrollen und schnellen Wiederzurollen des Wollknäuels. Das kann man jahrelang so handhaben, wobei der Knäuel aber meist nur noch verworrener und verfitzter wird.

### *Stotternde Menschen mit einem „neuen“ Wollknäuel - Was vom Wollknäuel übrig bleibt?*

Was aber, wenn wir einfach damit anfangen würden, das Schiffstau zu akzeptieren und es als starkes Band zu sehen, welches nur aus mehreren dünnen geschmeidigen Bändern zusammengesetzt worden ist? Wie kommen wir nun an diese einzelnen Bänder heran? Hilft etwa krampfhaftes Ziehen und Zerren? Wohl kaum. Ganz im Gegenteil - das Knäuel wird nur noch fester. Wir können dies auch bei unseren Mitmenschen beobachten, wie sie ihr Wollknäuel einem Jojo gleich auf und nieder springen lassen. Auch sie stottern sich so durchs Leben, auch wenn es sich nicht in ihrer Sprache, aber bei genügend anderen Dinge (Familie, zwischenmenschliches Verhalten, Beruf etc.) äußert. Ungeachtet dessen sollten wir aber versuchen, Faden für Faden unseres Wollknäuels freizulegen. Stück für Stück, Tag für Tag. Dazu ist nicht nur viel Geduld nötig, sondern vor allen Dingen das (innere, zuversichtliche) Wissen, dass es sich – auf lange Sicht gesehen – lohnt. Denn wir werden neue Fäden im Wollknäuel finden, von denen wir bisher noch gar nichts geahnt haben. Wir werden – mitunter in mühevoller Kleinarbeit – zerrissene Fäden wieder flicken und ebenso neue Verbindungsfäden hinzufügen müssen.

So nach und nach werden wir vielleicht sogar feststellen, mit welchen anderen Fäden unser Schiffstau verbunden ist und wer es mit diesen verknüpfte; beziehungsweise, wer uns dazu veranlasste, unser Knäuel so zu formen wie es ist. Und vielleicht schauen wir in diesem Augenblick auch auf den Wollknäuel derjenigen Personen, die uns dazu veranlassten, uns so oder so zu (ent)wickeln. Wir werden bemerken, dass ihre Knäule vielleicht derart verworren sind, dass sie uns quasi dazu „verhalfen“, unser Knäuel ebenso wie die ihrigen zu wickeln. Und plötzlich fällt uns auf, dass unsere Herausforderungen nicht selten aus den Problemen unserer „Wickelvorbilder“ heraus entstanden. Ein weiterer Nebeneffekt wird uns möglicherweise an dieser Stelle bewusst: lösen wir unsere eigenen

Probleme, können wir (theoretisch) auch ihnen helfen – wenn sie denn akzeptieren, dass man (praktisch) im selben Boot sitzt.

Einen wichtigen Fakt sollte man jedoch bei aller Arbeit nicht vergessen: die ganze Arbeit des Knäuelaufdröselns hat den nicht zu unterschätzenden Vorteil, dass wir in Zukunft auch darauf achten, ein neues Wirrwarr gar nicht erst entstehen zu lassen oder zumindest uns bewusst zu sein, dass wir den Fitz nicht allzu groß werden lassen. Irgendwann wird dann das Schiffstau vor uns liegen – in seiner ganzen Größe, Stärke, ja vielleicht sogar in seiner ganzen Schönheit. Wir können es betrachten, hin- und herdrehen, damit spielen und es auch anmalen. Aber nicht, weil wir es unsichtbar oder den anderen gleich machen wollen, sondern weil wir damit zeigen wollen, dass es erstens Schiffsseile in Wollknäulen gibt und man zweitens diese Schiffsseile auch durchaus sehr selbstbewusst bunt anmalen kann.

### *Im Nachgang*

Nach Abschluss der Geschichte überlegte ich kurz, woher eigentlich die Idee der beiden Modelle kam. Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, wann der Grundstein dafür gelegt worden war, aber womöglich war es der fakultative Nadelarbeitenunterricht zu meiner Zeit an der Polytechnischen Oberschule „Wenzel Verner“ (selbige wurde im März 2005 wegen Kinder- bzw. Schülermangels abgerissen) im damaligen Karl-Marx-Stadt (seit 1990 wieder Chemnitz). Im Schulsystem der DDR war es damals möglich, sich in der 3. und 4. Klasse (für mich war dies 1985-1987) Grundkenntnisse über Stricken, Sticken, Nähen und Häkeln anzueignen. Hinzukam das Erlernen, wie man eine Waschmaschine und ein Bügeleisen bedient. Während wir Jungen sonst in den Unterrichtspausen häufig Skat spielten und Kartenhäuser, war dies innerhalb der Doppelstunde Nadelarbeiten nicht möglich, da wir nur zwei Jungen und schätzungsweise zehn Mädchen waren. Zum Skatspielen braucht man aber mindestens drei Personen und vor zwanzig Jahren war das Skat spielen eher eine Männerdomäne (ich weiß allerdings gar nicht, ob die Jungen heute überhaupt noch Skat spielen).

Heute – knapp 20 Jahre später – haben wir zwei Möglichkeiten: Entweder die Jungen lernen mit Hilfe der Mädchen mit Wollknäulen umzugehen und zeigen ihnen zum Ausgleich, warum sie eigentlich lieber mit Karten spielen oder wir verlernen sowohl das Kartenspiel als auch den Umgang mit dem Wollknäuel. Solange wir aber kein anderes (neues) Konzept auf Lager haben, plädiere ich für den ersten Weg.